

Leseprobe aus:
Grabovac
Das achte Kind



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2022 hanserblau in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

hanserblau

hanserblau

Smilja kam als Gastarbeiterin aus Kroatien nach Würzburg. In der Schokoladenfabrik schuftet sie am Band, auf ihren Mann Emir, einen feierfreudigen Kleinganoven, ist kein Verlass. Später landet er auf der berüchtigten Gefängnisinsel Goli Otok in Jugoslawien. Nach der Geburt ihres Sohnes Alem trifft Smilja eine folgenschwere Entscheidung: Ihr Baby wächst bei der strengen deutschen Pflegefamilie Behrens auf. Als achtes zu ihren sieben eigenen Kindern. Jedes zweite Wochenende aber verbringt der Junge mit seiner Mutter und ihrem neuen gewalttätigen Freund im Frankfurter Bahnhofsmilieu. In seinen Teenagerjahren realisiert Alem, dass sein Pflegevater die Naziideologie nie hinter sich gelassen hat und bricht mit ihm. Erst als Erwachsener, längst selbst Vater, macht er sich auf die Suche nach Emir und seinen Wurzeln.

Alem
Grabovac

**DAS
ACHTE
KIND**

Roman

hanserblau

Der Text enthält diskriminierendes Vokabular im Kontext der handelnden Figuren, spiegelt jedoch nicht die Meinung des Autors oder des Verlags wider.

Ungekürzte Taschenbuchausgabe

1. Auflage 2022

Veröffentlicht bei hanserblau

in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Das Hörbuch ist bei Hörbuch Hamburg erschienen,

gelesen von Fabian Busch

© 2021 hanserblau

in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger & Rasp, München

Motiv: © Tibor Honty

Satz im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-446-27287-3



DAS BUCH SMILJA

1

Mein Vater war tot.

Meine Mutter Smilja saß auf der Außenterrasse des Café Libretto in der Hasengasse, atmete den süßen Duft der Lindenblüten ein und öffnete erwartungsfroh den Brief ihres Rechtsanwaltes. Sie hatte die Scheidungsunterlagen eingereicht, um Dušan vielleicht doch noch zu heiraten nach all den schweren Jahren. Aber schon bei den ersten Zeilen lief es ihr kalt den Rücken hinunter.

»Sehr geehrte Frau Grabovac, ich muss Ihnen bedauerlicherweise mitteilen, dass Ihr Ehemann Emir Grabovac bereits vor zwei Jahren verstorben ist.«

In dem Kuvert lag eine beglaubigte Sterbeurkunde. Mit zittrigen Händen las sie: »Name: Emir Grabovac. Geburtstag: 03.12.1947. Geburtsort: Mostar. Zeitpunkt des Todes: 23.05.2016. Letzter Wohnsitz: Dobračina Straße 91, Belgrad.«

Meiner Mutter stiegen Tränen in die Augen, sie setzte ihre Sonnenbrille auf, steckte den Brief in ihre schwarze Lederhandtasche, legte einen Fünfeuroschein auf den Tisch und drückte sich mithilfe der Armlehnen aus dem Sitz. Ziellos lief sie durch die Stadt.

Auf der Zeil, vor der Schaufensterauslage einer Boutique, blieb sie stehen. Vor langer Zeit einmal hatte sie in einem

Sommerurlaub mit Emir in Sarajevo ein rotes Kleid gekauft.

»Smilja!« Winkend überquerte Irena, eine alte Kollegin, mit der sie bei VDO am Fließband gestanden hatte, die Straße.

Meine Mutter nahm die Sonnenbrille ab. Irena ergriff ihre Hand. »Was ist denn mit dir los, meine Liebste? Was ist passiert?«

»Ach, ich habe gerade erfahren, dass mein Ex-Mann schon zwei Jahre tot ist.«

»O nein, wie schrecklich. Meinen Boro hat es vor fünf Jahren erwischt. Gott hab ihn selig. Kann ich was für dich tun?«

Meine Mutter wischte sich die Tränen aus den Augenwinkel. »Ist schon gut, Irena. Ich komm schon klar. Ich brauch einfach ein bisschen Zeit für mich.«

»Natürlich, meine Liebste.« Irena umarmte meine Mutter. »Mein herzliches Beileid. Ruf mich an, falls du reden möchtest.«

»Danke, Irena.«

Meine Mutter lief über die Fressgasse und die Große Bockenheimer Straße bis zum Brunnen vor der Alten Oper und setzte sich dort auf eine Bank. Das letzte Mal hatte sie Emir vor achtunddreißig Jahren im Gefängnis gesehen. Plötzlich mischte sich Wut in ihre Trauer. Ihre alte gemeinsame Wohnung am Schmalzmarkt in Würzburg, seine angebliche Arbeit, in die er sie hineingezogen hatte. Die sorgsam verdrängten Erinnerungen kamen wieder hoch.

Sie waren erst seit zwei Monaten ein Paar. Er lag wieder einmal betrunken im Bett. Sie schrie ihn an: »Wach endlich auf, wir müssen reden, so geht es nicht weiter. Such dir endlich einen Job.«

Wie eine Furie redete sie auf ihn ein. Er zündete sich eine Zigarette an, schaute ihr gleichgültig in die Augen.

»So, jetzt reicht es. Zieh dich an. Wir gehen. Du wirst mir bei der Arbeit zuschauen.«

»Was meinst du damit?«

»Halt die Klappe und zieh dich an.«

Sie setzte sich auf den Küchenstuhl und verschränkte trotzig die Arme. »Auf keinen Fall. Was soll das?«

Emir zog sich die schwarze Lederjacke an, stand in der Tür mit herausforderndem Blick. Als sie sich nicht rührte, packte er ihre Stiefel und traf sie mit voller Wucht am Oberkörper. »Zieh dich endlich an. Los jetzt.«

Smilja rieb sich den schmerzenden Arm. Sie zitterte am ganzen Leib.

Schweigend liefen sie durch die schneedeckten Straßen der Altstadt. Er rauchte. An der Haltestelle Dominikanerplatz blieben sie stehen. Wegen Umbaumaßnahmen fuhr anstatt der Straßenbahn ein Ersatzverkehr mit Bussen. »Ich gehe nach hinten durch, du bleibst vorne. Du darfst mich nicht aus den Augen verlieren. Sobald ich mir dreimal mit dem Zeigefinger an die Schläfe tippe, steigen wir aus.«

Der Bus bog um die Ecke. Emir schnippte seine Zigarette in den Schnee. Meine Mutter kaufte zwei Tickets. Ihre Hände bibberten. Der Busfahrer sagte: »Ganz schön kalt heute.« Smilja nickte und sah an ihm vorbei. Der Bus füllte sich zu sehends. Studenten in bunten Wolljacken und mit langen Haaren, gepflegte ältere Männer und adrett gekleidete Damen. Unsicher blickte sie sich um.

Nach wenigen Minuten gab Emir ihr das vereinbarte Zeichen. Irgendetwas schien ihm nicht gefallen zu haben. Sie stiegen aus. Warteten auf den nächsten Bus. Stiegen wieder

ein. Alle Sitzplätze waren besetzt, die Fahrgäste standen dicht gedrängt im Gang, die Fenster im Bus waren beschlagen. Smilja öffnete ihre Jacke, wischte sich Schweiß von der Augenbraue und hielt sich krampfhaft an einer Stange fest. Sie beobachtete ihn. Er musterte die Fahrgäste. In einer Kurve rempelte er einen gut gekleideten älteren Herrn an. Als seine Hand in den schwarzen Mantel des fremden Mannes glitt, hätte sie fast laut aufgeschrien. Smilja biss sich auf die Zunge, ihr wurde schwarz vor Augen. Jetzt gab es keinen Zweifel mehr: Sie war die Frau eines Kriminellen, lebte mit einem Dieb zusammen.

Der fremde Herr sagte in schneidendem Tonfall zu Emir: »Verflucht noch einmal, können Sie nicht aufpassen.«

»Tut mir leid. Kurve. Bus zu schnell.« Danach tippte Emir sich dreimal mit dem Zeigefinger an die Schläfe. An der nächsten Haltestelle stiegen sie aus.

Emir lief wortlos in die Gartenanlage des Würzburger Schlosses, die eigentlich eine Residenz mit Hofgarten war. Beide nannten sie aber immer nur das Schloss. Smilja rutschte auf dem Glatteis aus, konnte sich gerade noch an ihm festhalten. Auf einer Bank durchsuchte er ganz ruhig den Geldbeutel. Mit hängenden Schultern saß Smilja neben ihm, sah das Bild des fremden Herrn auf dem Führerschein. Emir nahm das Geld heraus, wischte das Portemonnaie mit einem Tuch ab, schmiss es in den Müllbeutel, drehte sich triumphierend um. »Siehst du, ich habe eine Arbeit. Ich habe gerade 87 D-Mark und 30 Pfennige verdient. Ist das nicht großartig?«

Smilja blickte ihn ungläublich an, schluchzte laut auf und trommelte mit ihren Fäusten auf seine Brust. »Mach das nie wieder. Hörst du: Mach das nie wieder mit mir. Du musst da-

mit aufhören und dir eine anständige Arbeit suchen. Versprich mir das. Sonst verlasse ich dich.«

Emir umschlang meine Mutter fest mit seinen kräftigen Armen. »Beruhige dich. Alles wird gut. Beruhige dich doch, mein Schatz. Es tut mir leid. Hast du gehört: Es tut mir leid. Ist ja schon gut. Ich höre auf mit dem Klauen. Ich schwöre es dir. Bitte, du musst mir glauben.«

Meine Mutter saß noch immer am Springbrunnen vor der Alten Oper. Wie gutgläubig und naiv sie gewesen war. Sie hatte wirklich geglaubt, ihn retten zu können, hatte wirklich geglaubt, dass er, sobald sie ein Kind bekämen, mit seiner Sauferei und all seinen dreckigen Geschäften aufhören würde. Eine junge Asiatin bat meine Mutter, ob sie ein Foto von ihr und ihren Freundinnen machen könne. Während die Mädchen unbekümmert vor den aufsteigenden Wassersfontänen des Brunnens posierten, dachte meine Mutter: Was für ein beschissenes Leben ich doch hatte. Wie soll ich das Alem nur alles erklären? Was für eine Scheiße. Das wird er mir niemals verzeihen.

Zurück in ihrer Wohnung in der Rothschildallee legte sie den Brief mit der Sterbeurkunde meines Vaters sorgfältig unter einen Stapel T-Shirts in die unterste Schublade ihres Kleiderschranks.

2

Meine Mutter wurde 1949 in Maovice, einem kleinen Gebirgsdorf im kroatischen Hinterland, geboren. Ihre Familie war arm, das Leben im Karst hart und beschwerlich. Mit ihren Eltern und ihren vier Geschwistern teilte sie sich das einzige Zimmer über einem Viehstall. Nur durch ein kleines Fenster drang ein wenig Tageslicht. Es gab kein fließendes Wasser und nicht einmal ein kleines Holzhäuschen mit Plumpsklo im Garten. Meine Mutter war gezwungen, ihre Notdurft bei jedem Wetter im Gebüsch hinter dem Haus zu verrichten. Manchmal, wenn sie mitten in der Nacht Pipi machen musste, der einzige Nachtopf kaputt war und sie nicht mehr hinauswollte in die klirrende Kälte, bekam sie Bauchschmerzen vom krampfhaften Zurückhalten.

Ihre Mutter Milica baute Gemüse im Garten an, kümmerte sich so gut es ging um die Kinder und verstand es, aus nahezu nichts wenigstens noch eine Suppe oder Polenta zuzubereiten. Der Vater Petar bestellte als Bauer einige Felder und verdiente sich unten in der Stadt gelegentlich mit Schreinerarbeiten ein paar Dinare dazu. Sobald er seinen Lohn für die Anfertigung eines Tisches oder Stuhles erhielt, kaufte er sich beim Metzger Stojanović ein großes Stück Fleisch. In Zeitungspapier eingewickelt trug er es lächelnd

nach Hause und briet es auf dem kleinen Herd. Während seine fünf Kinder am Küchentisch eine karge Suppe löffelten, schob er sich das saftige Filetstück zwischen die Zähne. Er dachte nicht einmal daran, seiner Frau oder den Kindern ein kleines Stückchen abzugeben. Dass sie im Winter mit leeren Mägen im Bett froren und manchmal vor Hunger weinten, schien ihm egal zu sein. Nach seinem üppigen Festmahl ging Petar in die Dorfkneipe, versoff den Rest des Geldes und verprügelte, wenn er spätabends betrunken nach Hause kam, seine Frau und manchmal auch die Kinder.

Es waren schreckliche Nächte: Smilja lag unter einer dünnen Decke auf dem Holzboden und hörte ihren Vater bereits draußen auf der Steintreppe am Haus laut fluchen. Jedes Mal betete sie, dass es nicht allzu schlimm kommen würde. Sie verkroch sich in eine Ecke, machte sich klein, bis sie sich fast unsichtbar fühlte. Er torkelte ins Zimmer, beschimpfte Milica und die Kinder, schlug auf meine Mutter ein und fiel schließlich bewusstlos ins Bett. Smilja hörte ihre Mutter weinen. Mit großen hellbraunen Augen starrte sie bis zum Morgengrauen zitternd in die Dunkelheit und bat Gott darum, ihr ein besseres Leben zu schenken.

Die Familie besaß eine Kuh, einen Esel und ein paar Hühner. Morgens, noch vor der Schule, mussten meine Mutter und ihre Geschwister den Stall ausmisten und die Kuh melken. Das Wasser, mit dem sie sich wuschen, hatten sie bereits am Vorabend vom Dorfbrunnen herbeigeschleppt. Nach Nächten, in denen Petar die Familie wieder einmal geschlagen und angeschrien hatte, sagte Milica zu ihren Kindern, dass sie ihrem Vater nicht böse sein dürften. Im Krieg gegen die Deutschen habe er grausame Dinge erlebt, die er einfach nicht vergessen könne. Er sei kein schlechter Mensch, wie-

derholte sie immer wieder. Am liebsten hätte Smilja wie eine Märchenfee all die schlimmen Erinnerungen des Vaters wegzaubert.

Die Schule lag unten im Tal, in der Stadt Vrlika. Der lange Weg dorthin führte durch den felsigen Karst. Jeden Morgen sammelte meine Mutter im Unterricht die kleinen Steine aus ihren löchrigen Schuhen, die ihr auf dem Weg die Füße zerrieten hatten. Ihre Kleider, ein paar Lumpen, die Milica zusammengeflickt hatte, schlackerten ihr um den frierenden Leib. Oft hatte es zum Frühstück nur eine Suppe gegeben, und sie war schon hungrig, bevor die erste Stunde überhaupt begann. Smilja war so schwach und müde, dass sie sich kaum auf den Unterricht konzentrieren konnte. Wenn ihre Klassenkameradinnen in der Pause Brote mit Schinken und Käse aßen, schaute sie weg, damit niemand ihre sehnsvollen Blicke sah und sie nicht noch mehr Hunger bekam. Die hochnäsige Dubravka, die Tochter des Bürgermeisters Ranković, und die nicht weniger eingebildete Ivanka, die Tochter des Arztes Badlj, verspotteten Smilja, lachten über ihre löchrigen Schuhe und billigen Kleider. Einmal stand sie neben Dubravka und Ivanka auf dem Schulhof, und Dubravka sagte zu ihr: »Mit dir spielen wir nicht. Du stinkst nach Kuhstall. Hau ab.«

Dubravka und Ivanka brachten sogar Schokolade mit in die Schule, die sie im Klassenzimmer kichernd auspackten und sich achtlös in ihre dummen Münder steckten, das verschmierte Papier warfen sie mit herzlosem Seitenblick in den Mülleimer. In ihrer kindlichen Unschuld fragte sich Smilja, weshalb die einen so viel und die anderen so wenig besaßen. Nur einmal, sie war fünf oder sechs Jahre alt, hatte Onkel Branko ihr ein kleines Stück Schokolade geschenkt.

Es war wie eine Offenbarung gewesen: Sie konnte kaum fassen, dass es Dinge auf der Welt gab, die so wunderbar schmeckten. Sie war wie berauscht, und ihre Sehnsucht nach diesem fulminanten Genuss – der an Schönheit mit nichts, was sie jemals gegessen hatte, auch nur annähernd zu vergleichen war – wurde so groß, dass sie sich dafür erniedrigen sollte.

Am Ende des Schultages blieb meine Mutter auf ihrem Platz sitzen, sagte der Lehrerin Frau Ivanović und ihren Freundinnen, dass sie noch eine Aufgabe fertig machen müsse. Kaum hatten alle das Klassenzimmer verlassen, rannte sie mit klopfendem Herzen zum Mülleimer, fischte zwischen braun verfärbten Apfelresten und klebrigen Pflaumenkernen das Schokoladenpapier hervor und verbarg es in ihrer Schultasche. Nur Josip Broz Tito in seiner schicken weißen Uniform, dessen Porträt in jedem Klassenzimmer hing, sah meiner Mutter dabei zu. Sie fühlte sich von ihm ertappt. Aber Tito würde sie nicht verraten, das wusste sie.

Auf dem Heimweg nach Maovice versteckte Smilja sich hinter einer Felswand. Sie setzte sich auf den steinigen Boden, zog vorsichtig das zusammengeknüllte Schokoladenpapier aus der Tasche, öffnete es so behutsam, als ob Diamanten darin lägen, und ließ jeden einzelnen Schokoladenkrümel ganz langsam in ihrem Mund zerfließen. Sie fühlte sich schmutzig, wie eine Bettlerin und genoss zugleich den betörenden Geschmack.

Von da an passierte es oft, dass Smilja die Schokoladenreste von Dubravka und Ivanka aus dem Müll klaubte. Als sie wieder einmal in ihrem Versteck hinter der Felswand hockte, sie musste etwa zwölf Jahre alt gewesen sein, wurde sie wütend. Sie zerriss das Schokoladenpapier in kleine Fetzen

und schwor sich, bei der ersten Gelegenheit, die sich ihr bieten würde, das Dorf und ihre Familie zu verlassen, um in der Fremde das nötige Schokoladengeld zu verdienen. Sie hatte dazugelernt, weder der sozialistische Fortschritt des großen Josip Broz Tito, der tagtäglich in der Schule von Frau Ivanović gepredigt wurde, noch die Barmherzigkeit Gottes, von der Pfarrer Božović in all seinen Sonntagspredigten sprach, würden ihr jemals eine Tafel Schokolade verschaffen. Jener Schokoladenschwur, den sie an diesem denkwürdigen Tag mit sich selbst abschloss, wurde zu einer treibenden Kraft in ihrem Leben.

Im Sommer 1965, mit sechzehn Jahren, war es so weit. Ihr älterer Bruder Jozo, der sie stets vor den Wutausbrüchen ihres Vaters zu beschützen versucht hatte, arbeitete bereits seit zwei Jahren in Zagreb als Kellner. Er schrieb ihr, dass in dem Restaurant eine Küchenhilfe für den Abwasch gesucht würde, er könne ihr das Geld für eine Fahrkarte nach Zagreb leihen und sie die ersten paar Wochen bei sich schlafen lassen. Meine Mutter zögerte keine Sekunde. Sie packte einen kleinen Koffer und verabschiedete sich von Milica und Petar. Die Eltern hofften, dass ihre Tochter sie mit dem Geld, das sie in der Fremde verdiente, eines Tages unterstützen würde. Smilja fuhr nach Zagreb, schuftete täglich vierzehn Stunden in der Küche und fiel danach todmüde ins Bett. Von ihrem ersten Lohn kaufte sie sich in einem kleinen Laden zwei Tafeln Schokolade, die sie sich schon im Hinausgehen hastig in den Mund stopfte. Sie begann zu weinen. Wie selbstgefällig die feinen Leute im Restaurant von Tellern aßen, die sie nachher abspülen musste.

Mit ihrem mickrigen Gehalt konnte sie gerade mal das

Nötigste bezahlen. Ihren Kolleginnen erging es kaum anders. Ausnahmslos alle träumten davon, in Deutschland zu arbeiten. In der Küche erzählten sich die Frauen abenteuerliche Geschichten von Freunden und Bekannten, die schon nach wenigen Jahren in Deutschland mit Koffern voll Geld in die Heimat zurückgekehrt seien oder in riesigen Villen irgendwo in Deutschland lebten. Smiljas Vater hatte immer abfällig über die Deutschen gesprochen. Im Krieg hatte Petar als Partisan gegen sie gekämpft. Aber was kümmerte meine Mutter der Krieg und was kümmerte sie ihr Vater. Sie wollte ein besseres Leben, sie wollte nach Deutschland.

Eines Abends – sie lebte inzwischen in der Dachgeschosswohnung eines Mathematikprofessors, dem sie für ein geringes Zubrot im Haushalt half – durchblätterte sie gähnend auf dem Bett die Zeitung des Vortags. Im Anzeigenteil stieß sie auf die Annonce einer deutschen Firma, die Arbeiterinnen suchte. Ausgerechnet eine Schokoladenfabrik! In einem Ort namens Würzburg. Ihr Herz pochte, sie drückte in dieser Nacht kaum ein Auge zu. Wie es dort wohl aussah?

Eine Arbeiterin in der Küche hatte ihr erzählt, dass es einfacher geworden sei, nach Deutschland zu kommen, als noch in den Jahren zuvor. »Du musst einfach irgendwo unterschreiben, und schon sitzt du im Bus.«

Meine Mutter war um die zwanzig Jahre alt, glaubte an das Schicksal, daran, dass Gott ihre Gebete erhört hatte. Dieser Schokoladenposten war ihre Bestimmung. Sie ging zum Vorstellungsgespräch in ein pompöses Gebäude auf dem Ban-Jelačić-Platz. Mit Dutzenden anderen Frauen wartete sie in einer zugigen Vorhalle, deren turmhohe Decke mit Girlanden aus Stuck verziert war. Eine Sekretärin hatte ihr die Nummer achtundzwanzig zugewiesen. Zwei Stunden saß

sie mit wippenden Füßen auf einer kalten Holzbank, über der Tür ihr gegenüber sah wieder Josip Broz Tito in seiner weißen Uniform auf sie herunter. Sie hatte das Gefühl, er würde ihr zulächeln. Endlich wurde ihr Name aufgerufen.

Im Büro saßen drei Männer von der Schokoladenfabrik, ein deutscher Arzt und eine Übersetzerin. Smilja legte ihr Führungszeugnis vom Restaurant vor und sprach lange über ihre Liebe zur Schokolade, wofür sich niemand interessierte. Nach dem Gespräch wurde sie hinter einem Vorhang von dem jungen deutschen Arzt untersucht. Sie musste sich bis auf die Unterwäsche ausziehen. Sie wurde rot und vermied den Blickkontakt. Der Arzt, ein großer, gut aussehender Mann mit blondem Haar, horchte ihr Herz ab und überprüfte mit seinen kräftigen Händen ihren Knochenbau. Sie zog sich wieder an. Dann sagte der junge gut aussehende deutsche Arzt zu den Vertretern der Schokoladenfabrik, dass sie arbeitstauglich, robust und gesund sei. Ein paar Tage später saß meine Mutter mit ihrem kleinen Koffer im Bus nach Würzburg.

Die achtundzwanzig ist seither ihre Glückszahl: Nie würde sie später in Deutschland einen Lottoschein ohne die Zahlen zwei und acht ausfüllen.

In Zagreb hatte Smilja sich ab und zu eine Schokolade leisten können, in Deutschland aber, in der Schokoladenfabrik, fühlte sie sich wie im Paradies. Sie war umgeben von Schokolade, sortierte einen steten Strom an Täfelchen in vorbereitete Schachteln, bekam Bruchware und aussortierte Pralinen einfach geschenkt. Kiloweise schickte sie Schokolade an ihre Eltern und Geschwister nach Jugoslawien und wurde dafür in der Heimat als Helden gefeiert. In den ersten paar

Wochen ernährte sie sich nahezu ausschließlich von Schokolade.

Nach drei Monaten wurde ihr allein vom Geruch der Schokolade so übel, dass sie sich schon morgens vor dem Fabriktor übergeben musste. Sie hatte sich ganz fürchterlich und kolossal an Schokolade überfressen. Ihr größter Kindheitswunsch hatte sich in einen entsetzlichen Albtraum verwandelt. Aber sie arbeitete weiter, dachte daran, wie sehr sich ihre Geschwister in Maovice über die Schokolade freuten, die sie ihnen jeden Monat schickte. Smilja stellte sich vor, wie ihre Familie am Küchentisch saß, andächtig lächelnd in die knackende Schokolade biss und von Deutschland träumte.

Die ersten Jahre waren nicht einfach. Smilja war eine junge Frau, und alles, das Essen, das Wetter, die Gerüche, die Menschen und die Sprache, war ihr fremd. Oft weinte sie sich nachts einsam in den Schlaf, mit bohrender Sehnsucht nach ihren Eltern und der Heimat. Aber Aufgeben kam nicht infrage: Sie lernte Deutsch, zog aus dem Arbeiterinnenwohnheim aus, mietete sich eine kleine Wohnung in der Altstadt und gönnte sich einmal im Monat einen Abend im Rodeo, einem Tanzlokal, in dem sich vor allem die jugoslawischen Gastarbeiter der Stadt trafen.

Dort begegnete sie 1973 meinem Vater Emir Grabovac. Er saß mit seinen Kumpels am Tisch ihr gegenüber, hatte nur Augen für sie, kaufte eine rote Rose, trat zu ihr und sagte: »Für die schönste Frau der Welt.«

Jahre später konnte sie sich noch genau an seinen schlecht sitzenden dunklen Anzug mit dem abgewetzten Revers erinnern. Sie mochte seine breiten Schultern und seine etwas

klobigen Hände, seine großen Augen und sein kräftiges Kinn. Sie fühlte sich geschmeichelt.

Er bestellte Wein und Schnaps, und sie lachten sehr viel. »Würden Sie mir einen Tanz gestatten?«, fragte mein Vater. Und auch wenn sie schon ein wenig torkelten, drehten sie sich beschwingt auf dem Parkett zur Discomusik.

»Finden Sie nicht, dass ich ein wenig aussehe wie Marlon Brando?«, rief er ihr ins Ohr, schwang dabei ausladend zum Rhythmus mit den Armen.

Smilja nickte lächelnd, auch wenn sie keine Ahnung hatte, wer dieser Marlon Brando eigentlich war. Wie sollte sie auch! Sie hatte noch nie einen Fernseher besessen, war noch nie in ihrem Leben im Kino gewesen. Aber das erzählte sie Emir natürlich nicht. Ein wenig später, sie tanzten schon eng umschlungen, berührten seine Lippen ihr Ohr. Mit zärtlicher Stimme flüsterte er: »Schöne Frau, darf ich Sie bitten, diese wundervolle Nacht mit mir zu verbringen?«

Meine Mutter sagte »Ja« und war sehr glücklich in dieser Nacht.

3

Ich kam am 2. Januar 1974 um 17.13 Uhr im Würzburger Universitätsklinikum zur Welt. Mein Vater hatte stundenlang im Flur gewartet und bereits Unmengen säuerlichen Krankenhauskaffees aus dem Automaten getrunken, der seinem Magen allmählich zu schaffen machte. Er war genervt, viel lieber hätte er einen Schnaps gestürzt, doch das traute er sich nicht im Krankenhaus.

Als die Hebamme endlich aus dem Kreißsaal kam, sprang er auf, rülpste laut und fragte mit weit aufgerissenen Augen: »Ist es ein Junge?«

Die Hebamme nickte. Emir strahlte, stürmte in den Kreißsaal, gab Smilja einen flüchtigen Kuss, hob mich in die Höhe und sagte: »Ha, genauso hübsch wie sein Vater.«

Doch schon bald darauf legte er mich wieder zurück auf Mutters Brust, setzte sich auf einen Lehnstuhl am Fußende des Bettes, blätterte gelangweilt durch die ausliegenden Boulevardzeitschriften und gähnte so laut, dass jeder im Raum es hören konnte.

Meine Mutter hingegen war wie berauscht von der Geburt, fühlte sich geradezu beseelt. Sie lächelte Emir an. »Hör zu, Liebster. Du brauchst hier nicht zu warten. Der Arzt hat gesagt, dass wir über Nacht bleiben sollen und ich morgen

um neun Uhr entlassen werde. Hol uns einfach morgen früh ab. In Ordnung?«

Emir seufzte erleichtert, zog sich seine schwarze Lederjacke an, gab ihr und mir einen raschen Kuss, ging Richtung Tür, drehte sich noch einmal um. »Smilja, meine Schönste, unser Kühlschrank ist leer. Ich würde gerne noch etwas zu essen für dich kaufen. Ich habe aber kein Geld. Hast du noch was?«

»Ja, sicher. Dahinten bei meinen Kleidern müsste das Portemonnaie liegen. Nimm dir einfach zwanzig Mark heraus.« Er ging zu dem Stuhl, an dem ihre Handtasche hing, und verließ mit einem »Danke« fröhlich pfeifend das Zimmer.

Am nächsten Morgen saß meine Mutter um Punkt neun Uhr im Mantel auf ihrem Krankenhausbett und wartete auf Emir. Die Tasche war gepackt, ich trug einen Daunenanzug und schlief. Wir waren bereit; aber Emir kam einfach nicht.

Eine Dreiviertelstunde später trug Smilja mich und ihre schwere Umhängetasche nach unten in den Empfangsbereich des Krankenhauses. Vor einem Münztelefon kramte sie den Geldbeutel aus ihrer Tasche. Er war leer. Meine Mutter war sich sicher, dass sie über hundert Mark ins Krankenhaus mitgenommen hatte. Dann fiel es ihr wie Schuppen von den Augen: Emir hatte sie bestohlen. Fassungslos starre sie auf das Münztelefon.

Was für ein Monster habe ich da nur geheiratet? Dieses Arschloch hat sogar das Kleingeld mitgenommen. Nicht einmal zehn Pfennige für den Anruf hat er mir gelassen.

Sie setzte sich mit mir im Arm auf eine Bank mit Blick auf die Eingangstür der Frauenklinik. Immer, wenn sie sich öffnete, hoffte meine Mutter, dass es Emir sei. Sie wartete eine quälend lange Stunde, weinte vor Wut, wischte sich die

Tränen ab und beschloss, zu Fuß nach Hause zu laufen. Sie nahm ihren langen Schal und ein großes Tuch aus ihrer Tasche, wickelte es um ihre Brust und schob mich vorsichtig hinein. Einzig mein bemützter Kopf schaute noch ein klein wenig aus ihrem Wintermantel hervor. Dann hängte sie sich die schwere Tasche um und verließ das Krankenhaus.

Draußen schneite es. Die kahlen Bäume waren in Weiß gehüllt. Ein Bus fuhr im Schneegestöber vor dem Universitätsklinikum Richtung Innenstadt. Einen Moment lang keimte Hoffnung in ihr auf. Sollte sie den Busfahrer bitten, sie und ihr Baby auch ohne Fahrschein mitzunehmen?

Aber was, wenn er sie abwies? Nein, diese Erniedrigung würde sie sich ersparen, ihr neues Leben mit mir sollte unter keinen Umständen als Bettlerin beginnen. Sie sah die kichernden Dubravka und Ivanka mit ihren hübschen Kleidchen und schokoladenverschmierten Mündern vor sich und stapfte zornig durch den Schnee.

Auf der Petrinistraße peitschten ihr dicke Flocken ins Gesicht. Das Laufen fiel ihr schwer, ihr Bauch und ihr Unterleib zogen sich schmerhaft zusammen. Als sie sich kurz auf einer Bank ausruhen wollte, spürte sie, wie der eisige Wind ihr in die Glieder fuhr. Mühsam drückte sie sich hoch und kämpfte sich durch den tiefen Schnee bis zur Grombühlbrücke, die über die Bahngleise führte. Sie war jedoch, wie meine Mutter auf einem Schild am Eingang las, wegen Baumaßnahmen gesperrt. Mist, das hatte sie ganz vergessen. Die Brücke war ja schon seit Monaten nicht mehr begehbar. Jetzt gab es nur noch den großen Umweg über die Auverastrasse. Tränen liefen ihr übers Gesicht, sie verfluchte meinen Vater lauthals, sodass die wenigen Passanten auf der Straße ihr verwundert hinterherschauten. Nach einer Stunde Fußmarsch

erreichte sie schließlich völlig erschöpft und durchgefroren ihre Wohnung am Schmalzmarkt.

Mein Vater lag schnarchend im Bett. Smilja hob mich vorsichtig in die Wiege, ging zu Emir, rüttelte ihn wach. Sie bebte vor Wut.

»Was bist du nur für ein Mensch? Gestern hast du einen Sohn bekommen und heute liegst du besoffen im Bett. Du stinkst nach Zigarettenqualm und Schnaps, hast wahrscheinlich die ganze Nacht gesoffen und uns vergessen. Du hast mich bestohlen, du Arschloch! Du hast uns bestohlen. Wir mussten den ganzen Weg vom Krankenhaus hierherlaufen. Durch den Schnee. Schämst du dich nicht? Wo warst du, verdammt noch mal?«

Emir rieb sich verschlafen mit der Hand über das Gesicht. »O Gott, Smilja, das tut mir leid. Ich wollte eigentlich nur einen Schnaps mit Alija auf die Geburt trinken und dann ...«

»Kein Wort mehr. Wie viel ist noch von meinem Geld übrig?« Smilja musterte ihn kalt von oben herab.

Nur in Unterhose bekleidet hangelte er nach seiner Jeans, die umgekrempelt vor dem Bett lag, stülpte die Innentaschen nach außen, holte einen Fünfmarkschein hervor und sagte mit verkarter Stimme: »Sieht nicht gut aus. Keine Ahnung, wie das passieren konnte. Smilja, tut mir wahnsinnig leid. Das wird nie wieder vorkommen. Ich schwöre es dir. Ich verspreche dir hoch und heilig, mich ab sofort zu ändern. Ich werde ein besserer Mensch.«

Meine Mutter war viel zu müde, um noch weiter mit ihm zu streiten. Sie machte sich in der Küche einen Tee, stützte ihren Kopf am winzigen Ecktisch in die Hände und wusste: Niemals würde sie mich mit ihm allein lassen können. Zwei Wochen später traf sie die schwerste Entscheidung ihres Lebens.

4

Mein Vater konnte die lustigste und warmherzigste Person der Welt sein. Er wartete oft mit Blumen vor dem Eingangstor der Fabrik auf Smilja, erzählte unaufhörlich Witze, begehrte sie, führte sie zum Essen aus, tanzte mir ihr, ging mit ihr ins Kino. Sie sahen sich den neuesten *James Bond* mit Roger Moore an, Komödien, Actionthriller und Western und natürlich alle Filme mit Marlon Brando. Emir liebte Marlon Brando. Manchmal, wenn er sich über jemanden aufregte, plusterte er sich langsam auf, wackelte mit dem Kopf und sagte mit tiefer sonorer Stimme und herabhängenden Mundwinkeln: »Ich mache ihm ein Angebot, das er nicht ablehnen kann.«

Emir befreite meine Mutter aus ihrer kleinen Schokoladenfabrikwelt, er hatte viele Freunde, war spontan, leidenschaftlich und weltgewandt. Im Sommer, als sie schon mit mir schwanger war, versuchte er, ihr im Freibad das Schwimmen beizubringen. Es würde ihr und dem Baby guttun. Er zog ihr orangefarbene Schwimmflügel an, trat einen Schritt zurück und sah sie an. »Sogar mit deinem Bauch und diesen hässlichen Schwimmflügeln bist du die schönste Frau der Welt.«